

Waldtraut Lewin

## RESERVATION

Nun lebe ich jenseits des Flusses und der Umzäunung.

Die mich gekauft haben - aber sie nennen es freigemacht -, lassen mich in einem Zimmer mit hölzerner und goldener Decke wohnen und schicken mich in ihre Schule.

Ich konnte aber schon vorher lesen und schreiben. Der Vetter hatte es mich gelehrt.

Jetzt habe ich einen Stapel weißen Papiers und eine Reihe schöner Stifte.

Damals schrieb ich auf die Ränder der Befehle und Proklamationen, die sie uns an die Türen der Baracken klebten, und hütete den Bleistiftstummel ängstlicher als einen Kanten Brot.

Als sie mich wegholten, wollte ich die beschrifteten Streifen mit den zerfetzten Rändern mitnehmen, aber sie hatten sie doch gefunden. Weil ich es aber so sehr wünschte,

sie zu behalten, aß ich sie auf, nachdem ich sie auswendig gelernt hatte.

In der Schule muß ich auf einer Bank allein sitzen. Und wenn es Äpfel gibt, bekomme ich keinen.

Ich will gar keine Äpfel. Ich will auch nicht Vermittler werden oder Hilfslegionär. Ich will nichts sagen und in dem Zimmer mit dem weißen Papier sein und allein. Dann zerreiße ich die schönen Bögen in eben solche Streifen, wie ich sie damals hatte, und schreibe das wieder auf, was ich im Gedächtnis behalten habe. Ich kann alles im Gedächtnis behalten, was ich will. Anderes schreibe ich dazu.

Ich schreibe.

Wann man uns hinter den Fluß und den Zaun gebracht hat, weiß keiner genau. Wir durften keinen Kalender führen und den Mond nicht berechnen, und die hier draußen, wo ich jetzt bin, schweigen darüber. Sie tun so, als ob es uns nicht gibt.

Wen sollte man fragen. Alle, die über fünfunddreißig sind, verschwinden. Es heißt, sie kommen in eine andere

Reservation, oder sie werden verwertet. Die meisten sterben sowieso vorher.

Es wollte sich niemand erinnern. Wozu, fragen sie.

Ich, ich will mich erinnern. Jede Nacht, wenn ich das Papier zu Streifen zerreiße und sie mit dem beschreibe, was einst darauf stand, erinnere ich mich.

Keiner weiß zu sagen, wer wir sind. Hier draußen hält man uns für eine Gruppe von Verbrechern und unsere Isolierung für so etwas wie ein Zuchthaus - wenn man sich denn Gedanken macht.

Draußen denken sie eher, daß wir vielleicht ein Volk sind. Vielleicht ein verbrecherisches Volk oder ein Volk von Verbrechern. Wir haben keines jener Merkmale, die ein Volk sonst kennzeichnen, krauses Haar, schiefe Augen oder grüne Haut.

Draußen sagen sie, gerade das sei nicht wahr. Denn, so sagen sie, ist es nicht ein Stammesmerkmal, daß alle ihre Zähne schon vor dem dreißigsten Lebensjahr verlieren, wenn sie sie überhaupt bekommen? Und ist es nicht erwiesen, daß

die drinnen von kleinem Wuchs sind, ja, immer kleiner werden?

Beides stimmt. Aber ich vermute, es hängt mit der Art des Essens zusammen, das uns gegeben wird, und mit dem Wasser unserer Brunnen. Seit ich draußen bin, seitdem mein Körper frisches Fleisch und Obst erhält, wackeln meine Zähne nicht mehr, und mein Mund blutet nicht, wenn ich in Brotrinde beiße.

Die Magistrate sagen, die Reservation sei zu unserem Schutz da, denn die gegen uns aufgebrachten Bürger des Landes hätten uns sonst längst samt und sonders umgebracht. Es ist richtig, daß sie gegen uns aufgebracht sind. Aber was hat sie aufgebracht?

Es stimmt, daß man uns haßt. Aber wodurch haben wir uns verhaßt gemacht?

Die Tat, um derentwillen man damals die Umzäunung errichtete, diese urböse Tat, ist niemandem mehr bekannt. Vielleicht beruht das Böse einfach in unserer Existenz. Vielleicht brauchen sie jemanden, auf den sie mit Fingern zeigen können.

Sie fürchten uns, und so erneuern sie jedes Jahr sorgfältig die Einzäunung und lösen die Wächter ab, da die alten durch Bekanntschaft und Gewöhnung ihre Unerbittlichkeit verloren haben könnten. Sie fürchten uns, wie ich höre, hauptsächlich deshalb, weil wir immer noch nicht ausgestorben sind. Und das ist auch wirklich erstaunlich.

"Wie soll man das verstehen", sagt mein Gönner. "Sie werden von Generation zu Generation kleiner, verlieren Haare und Zähne, rätselhafte Seuchen toben durch die Reservation, an denen sie eingehen wie Fliegen, sie sterben immer früher - aber es gibt sie, es gibt sie immer noch."

Offenbar ist es nicht einfach, auszusterben.

Ich weiß, daß sich eine Zeitlang die Frauen weigerten, Kinder zu empfangen oder zur Welt zu bringen, und daß sie alles taten, die Frucht ihres Leibes zu zerstören. Aber es waren immer noch genug Geburten, die Art zu erhalten, und wer die Verfolgungen im Mutterbauch überstanden hatte, war dann besonders widerstandsfähig. Auch zeigte sich niemand der Erwachsenen sehr zum Tode bereit.

Ich erinnere mich, wie es einmal war, als betrunkene

Wächter oder junge Stutzer einer Wette wegen Handgranaten in unsere Siedlung warfen. Ganze Zeilen der Holzbaracken brannten ab.

Hier draußen habe ich einmal gesehen, wie ein Junge ein Streichholz in einen Ameisenhaufen warf. Es war genau so.

Die Menschen strebten schreiend, ihre Kinder und Katzen zu retten, sie liefen durcheinander und hoben die Hände, Brennende sprangen in den Fluß und wurden erschossen. Viele kamen im Feuer um.

Aber es bleiben stets noch genug übrig.

**Das war ein Streifen:**

Der Vetter hat etwas gebaut.

Sie sind gekommen und haben gesagt, es ist verboten, und sie zündeten die Baracke an, er soll vernünftig sein.

Aber der Vetter sagt, es ist nicht verboten, denn es ist kein Unterschlupf und nichts zum Gebrauch.

Da haben sie gesagt, dann ist es

vielleicht Kunst, und dann ist es erst recht verboten.

Der Vetter hat gefragt: Was ist das, Kunst?

Da sind sie gegangen, weil sie es nicht wußten.

Der Vetter hat tote Baumstämme aus dem Fluß gefischt und abgestorbene Äste und sie gegeneinander gelehnt, und dazwischen hat er Steine und verrostete Blechteile gelegt. Oben sind Schlingen von Stacheldraht und auf den Spitzen verbeulte Büchsen und Ketten und löchrige Töpfe mit blauem Rand.

Es steht mitten zwischen den Baracken, und wir kommen vorbei und sehen es wie einen Sonnenaufgang an und blicken zur Erde und gehen weg.

Dann sind sie wiedergekommen und hatten nachgefragt und haben gesagt, was der Vetter lieber will, es selbst

zerstören oder die Baracke angezündet kriegen.

Der Vetter hat gar nichts gesagt und angefangen, erst den Stacheldraht abzumachen, dann die Büchsen und die Bleche, danach die Hölzer und Steine, und hat jedes auf einen Haufen für sich getan.

Sie haben daneben gestanden mit ihren mächtigen Waffen, und hinter den Fensterlöchern der Baracken waren wir und haben zugesehen. Wir standen alle da. Kopf an Kopf, und die Schwester hat gezittert.

Als er alles zerteilt hatte, haben sie die Hölzer mit Benzin übergossen und angesteckt. Das andere konnten sie nicht verbrennen. Es hat noch lange da gelegen, und wer daran vorbei kam, hat den Kopf weggedreht.



## **Es war doch Kunst gewesen.**

Mein Käufer, der sich auch mein Gönner nennt, ist sich nicht zu schade, mich als erster zu grüßen, wenn ich morgens die Schmutzeimer hinaustrage und, bevor die Dienstboten kommen, Asche schleppe und die Aborte säubere, wie es zu meinen Obliegenheiten gehört, bevor ich zur Schule gehe.

Wenn niemand dabei ist, fragt er mich freundlich, wie es mir geht und ob ich fleißig lerne.

Er hat leutselige Brillengläser mit goldenem Rand und trägt eine schöne Nadel am Hemd. Wie er sonst aussieht, kann ich mir nicht merken.

Einmal sagt er: "Schmerzt dich dein Bein?", und ich erwidere: "Nicht so, daß ich die Arbeiten nicht machen könnte."

Da nickt er und meint, ich würde sicher einmal ein guter Vermittler werden.

Das hat mich erschreckt.

Im Haus gibt es auch ein kleines Mädchen; es ist wohl etwas jünger als ich, obwohl es natürlich größer ist. Ich höre

es oft mit zarter Stimme singen, und es klingt melodischer als die Vögel im Garten.

Eines Tages begegne ich ihm auf der Treppe. Es trägt ein Kleid mit Blumenmuster und hat langes dunkles Haar, zu Locken gedreht. Ich habe nie etwas Hübscheres gesehen.

Es bleibt stehen und betrachtet mich neugierig von oben bis unten. Dann ruft es ihre Gouvernante und fragt, ob das der wäre.

Die Gouvernante kommt aus ihrer Tür, faßt das hübsche Mädchen bei der Hand und sagt: "Ja, das ist der. Komm in dein Zimmer!" Und sie zieht sie die Treppe herauf, und dabei reden sie weiter.

Das Kind: "So sieht einer von denen aus, ja?"

Sie: "Ja, du siehst doch, daß er einer von denen ist."

Und das Kind: "Und warum wird er nicht verwertet?"

Sie: "Aber er wird doch verwertet, nur anders. Ich erkläre es dir." Dann machen sie die Tür hinter sich zu. Es ist nichts Neues, was sie da sagen. Wir werden alle verwertet, das ist klar. Manche arbeiten in den Fabriken, wo der tödliche Schmutz ist und die beißenden Dämpfe, manche

werden jeden Tag geholt, um in der Dämmerung die Straßen und die Latrinen zu reinigen, die Mülltonnen zu leeren und die Abflüsse frei zu halten. Das ist sehr gut, denn sie bringen ihren Familien manchmal etwas mit hinter die Umzäunung: ein Stück Brot, zwischen den Beinen versteckt, oder ein kleiner Beutel mit Rinden und Schalen aus den Abfällen entgeht der Kontrolle.

Die über fünfunddreißig gehen dann in die große Endverwertung ein und kommen nie mehr zurück.

Andere aber, wie ich, werden als Vermittler verwertet, vielleicht sogar als Hilfslegionär mit der Waffe in der Hand. (Ich weiß aber inzwischen, daß sie keine Munition bekommen, sondern nur mit dem Kolben schlagen dürfen.) Ja, wenn ich Hilfslegionär werde, stehe ich genauso dabei und übergieße die Kunst meines Veters mit Benzin.

Es ist nichts Neues, nein. Aber als das Mädchen danach fragte, dachte ich, mein Herz bleibt stehen.

**Das war ein Streifen:**

Nun wollte die Schwester heiraten. Sie hat das Kleid angezogen. Die Nachbarin wollte hinausgehen, um etwas zu einem Kranz zu besorgen. Sie fand aber nichts außer einem Zweig mit weißen Johannisbeeren: wieso die nicht gegessen waren, wußte keiner, denn er war vom Fluß angeschwemmt worden, und dazu eine Hopfenranke und Löwenzahn, der manchmal am Wegrand wächst.

Weil es naß war, tat sie das Kraut in eine Schüssel voller Risse und Sprünge. Es hatte die ganze Nacht geregnet.

Die Nachbarin machte den Kranz mit weißem Garn, das sie versteckt hatte. Rechts die Hopfenranke, links der Johannisbeerzweig, dazwischen die Löwenzahnstengel.

Als alle fort waren, legte ich die restlichen Blätter auf mein Gesicht. Da fand ich noch eine kleine Traube weißer

Beeren. Ich habe sie versteckt, damit sie die Schwester für den Kranz bekommt.

Aber dann war sie fort. Sicher hat sie ein Kind gegessen.

Ein paar Tage danach steht das Mädchen wieder auf dem Treppenabsatz. Es scheint gewartet zu haben.

"He du", sagt sie, als ich da unten zögere. "Komm rauf, na komm." Und sie hält mir ein Stück Schokolade hin, wie wenn man einen Hund lockt.

"Da , nimm."

Von Schokolade wird mir immer schlecht, aber ich nehme sie und esse davon, damit ich nicht widerspenstig erscheine. Dabei stehe ich zwei Treppenstufen unter ihr, so daß sie so richtig auf mich herabsehen kann.

"Für einen von denen siehst du ganz menschlich aus", sagt sie. "Warum hinkst du?"

Weiß sie wirklich nicht, daß wir ins Bein geschossen werden, wenn man uns aus der Reservation holt? So sage ich: "Sie hinken doch alle", und das ist ja richtig. Die, die sie zu sehen bekommt, hinken.

Dann fragt sie: "Findest du mich schön?"

Ich sage, daß ich sie sehr schön finde, und meine Stimme klingt belegt. Die Antwort scheint ihr recht zu sein.

Vor mir sehe ich ihre geschnürten weißen Stiefelchen und den gestickten Saum ihres Kleides.

"Du gehst in die Schule, nicht wahr?" sagt sie. "Kennst du den Goldflamm?"

Ich kenne den Goldflamm sehr gut. Er sitzt in der ersten Reihe, ist einen Kopf größer als die anderen, hat Locken, ein energisches Kinn und boxt sicher in die Magengrube.

Ja, an der Beschreibung erkenne sie ihn wieder, sagt sie. Ob ich ihm einen Brief mitnehmen würde. Ich sage, ich würde alles für sie tun, und die Stimme kippt mir weg.

Darauf gibt sie mir von Hand zu Hand - ja, sie faßt meine Hand an! - ein Stück Papier und sagt: "Wenn du es jemanden zeigst, sage ich meinem Vater, du hättest mich anrühren wollen. Dann wirst du kastriert."

Ich entgegne, sie brauche mir nicht zu drohen. Ich würde alles tun, was sie verlange.

"Du wirst auch belohnt", sagt sie.

"Mit wem sprichst du denn da, Beryll?" fragt mein Wohltäter von unten.

"Och", entgegnet sie, "der von hinterm Zaun hat mich um Schokolade angebettelt."

"So gib sie ihm und geh in dein Zimmer", sagt die Stimme.

Sie wirft mir den Rest der Schokolade zu und geht schnell an mir vorbei, die Absätze der kleinen Stiefel klappern hell und leicht.

Oben in meinem Zimmer öffne ich den Brief.

Er heißt:

Goldflamm ich liebe dich maaßlos. Seit du mich auf dem Fest angefaßt hast habe ich dich nicht vergessen. Meine Brüste sind auch gewachsen. Besuch mich in unserem Garten früh wenn alle weckgehn. Schreib mir was auf von Liebe. Der Stinker hält den Mund weil er mich anbetet. In Leidenschaft Beryll.

Ich schreibe alles ab und verbessere die Fehler. Aus "Stinker" mache ich "Niedriger Stinker" und aus "anbetet":

"zu mir aufblickt".

Das Original lege ich zu unterst in meinen Spind. Die Kopie nehme ich mit zur Schule.

Das war ein Streifen:

Was gestern war, kann keiner jemals vergessen.

Nämlich der Vetter sagte, wenn sie es wagen können, dann heute, denn niemand denkt daran, wenn die Stinker Hochzeit machen.

Außer mir und der Nachbarin hat keiner was gewußt. Und die Schwester hat gesagt: „Wenn was passiert, Mara, nimm den Jungen.“

Als es Abend wurde, hörte der Regen auf und sie gingen zum Fluß. Sie gingen zu dritt, der Vetter, die Schwester und ihr Mann, und sie sagten, sie wollten Besuch machen.



Als sie kurz vorm Fluß waren, wurde geschossen, und sie liefen.

Der Vetter war gleich tot, und der Mann blieb liegen. Die Schwester konnte noch in den Fluß springen. Daß sie unterging, lag an ihrem Kleid.

Der Mann schrie bis zum Morgen. Sie erschossen ihn nicht. Er starb so. Das war die Hochzeit.

Ich bin ein anderer, ja, ich bin ein anderer.

Als sie mir die Haare abschoren, damit ich keine Ungeziefer einschleppe von jenseits des Flusses, begann die Verwandlung.

Als ich das erste Mal meinen Fuß über die Schwelle eines gemauerten Hauses setzte, war es schon nicht mehr der gleiche Fuß, der durch den Schlamm zwischen den Baracken stapfte.

Das warme Wasser, das die Kruste des Schmutzes von meiner schrundigen Haut ablöste, drang vor bis zum Sitz der Erinnerung und wusch auch die Dinge von einst fort. Ich kann

die Streifen nur aufschreiben, weil ich sie auswendig gelernt habe.

Aber bin ich wirklich dort gewesen?

Wie roch es in den fensterlosen Löchern, in denen wir in der Kälte hockten, eingewickelt in uralte Decken? Wie schmeckte der Wind vom Fluß, auf dem der weiße Schaum ihrer großen Fabriken schwamm, deren Abfackeln wir in klaren Nächten sahen?

Und was dachten wir, lebend von einem Tag auf den anderen wie die Kellerratten?

Und der Staub, dieser grauenhafte, rötlichgelbe Staub, der alles zudeckte und durch alle Ritzen drang, wie fühlte der sich an? Wie schmeckte er, wenn er mit den Speisen im Mund knirschte?

Wenn ich die Dinge von einst aus meinem Gedächtnis hole, will mir scheinen, daß jenes Ich niemals mein Ich gewesen sein kann.

Ich habe ein steifes Bein. Jener Knabe von damals konnte taufen.

Ich muß den von einst wiederfinden.

Ich muß diese Nächte, in denen ich schlafen soll, um Kraft zu gewinnen für meine Dienste in ihrer Welt, ich muß sie nutzen, um wie ein Maulwurf nach dem Vergangenen zu scharren, die Worte der abgerissenen Ränder von Proklamationen vor meinen brennenden Augen.

Aber vielleicht wäre es besser zu vergessen.

All die Dinge, die ich vorher nicht kannte, haben mich hier draußen seltsam unbeeindruckt gelassen.

Streichhölzer und Musikinstrumente, elektrischen Strom und Wasserleitungen nahm ich wahr wie einer, der zusieht, wie sich jemand auf den Kopf stellt und behauptet, er sei nun größer.

Ich muß ihr Essen nicht essen und ihre Getränke nicht trinken. Ich mache mir nichts daraus, wenn ich nur satt werde.

Was mich traf und bestürzte, waren die Bücher.

Seit ich sehe, wie viele Bücher sie haben, kann ich sie wieder richtig hassen.

**Das war ein Streifen:**

Der Vetter hat ein Buch.

Es ist gedruckt, nicht mit der Hand geschrieben.

Draußen drucken sie die Bücher so.

Erst wird das Buch erdacht und aufgeschrieben. Langsam wächst es an. Man füllt viele Seiten, bis man sagen kann, nun ist es fertig. Dann wird es gedruckt.

Man muß ein Buch vorsichtig anfassen, weil das Papier so zart ist. Manche tun einen Umschlag aus Seide darum. Damit wollen sie das Buch vor Krankheiten, Maden und Barbaren schützen.

Lügen sind der Tod der Bücher.

Sie kaufen dich auf vielerlei Weise, durch ihr Schweigen und durch ihr Sprechen, durch Freundlichkeit und durch Verachtung.

Am meisten natürlich durch weiche Kissen, warme Zimmer und Essen, das satt macht.

Das Essen wird mir hingestellt auf den Absatz der

Treppe.

Wenn ich nicht schnell bin, ist der Hund eher da.

Ich will nicht mit dem Hund essen. Ich will mit euch essen. Ich will wie ihr sein und vergessen, woher ich kam.

Ich will. Nein, ich will nicht. Manchmal warte ich, bis der Hund da war.

Aber meistens habe ich zuviel Hunger. Dann kann ich nicht warten.

Das schlimmste ist neben ihrer gleichgültigen Freundlichkeit das, was sie die schöne Natur nennen.

Daran kann ich mich nicht satt sehen.

Wenn ich morgens das Fenster öffne - es ist ein hohes Fenster in einer eichengetäfelten Nische, der Knauf aus einem glänzenden Metall, das ich vorher nie gesehen habe - , breiten sich vor meinen vom Lesen brennenden, übernachtigten Augen die hoheitsvollen Bäume ihres Parks mit in der Sonne glänzenden Kronen aus, das Gras hat eine Farbe, von der ich nie annehmen konnte, daß Gras so aussieht, und die Vögel rufen und schreien.

Das ist so wundervoll, daß ich mir wünschte, um es immer wieder erleben zu dürfen, so wie sie zu sein, einer der Ihren zu sein, mit ihnen zu leben, bei ihnen zu bleiben.

Aber wenn ich schlafe!

Wenn ich schlafe, erstreckt sich der rötlichgelbe Staub der Reservation über das ganze Haus und deckt es zu. Und ich gehe fort und gehe zurück. Dann gibt es nur ein paar einsame Sträucher, ganz überpudert, und einen verkrüppelten Baum und nichts weiter.

Ich will nicht erwachen.

Ich will den Fluß zurück, um ihn zu durchschwimmen, den Stacheldraht, um an ihm hängenzubleiben, die Wächter, um sie zu fliehen oder, den Steckschuß in der Wade, endlich liegenezubleiben, und, die Zähne gegen die Näherkommenden gefletscht, meine Nägel in die Schlinge zu krallen, die mich einfangen oder erdrosseln soll.